

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 275.

Donnerstag, 25. November.

1915.

(23. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebela Rüst.

II.

Drei Jahre waren über Fünf-Hügelchen hingezogen und hatten seine Physiognomie in manchen Zügen etwas verändert. Bei Jung-Sehrens hatte sich zur kleinen Nusi noch ein kleiner Gerd gesellt. Die Schwiegermutter des Kommerzienrats, Frau Ida Josefine von Grün, hatte nach langen Leiden das Zeitliche gesegnet. Und vom alten Dr. Sehren erzählte man, er sei ausgesprochener Morphinist. Seine Hand sei nicht mehr recht sicher, so daß er das Operieren fast ausschließlich seinem Liebling, Knut Wulffen, überlasse, wenn seine Patienten auch sonst seine Frische und Milde rühmten und seine Diagnose nach wie vor als unfehlbar galt. Doch empfand es niemand als leidige Konkurrenz, als eine unternehmende jüngere Kraft von außerhalb kam, um ein Sanatorium zu eröffnen, das im Sommer vorher auf dem Orgel-Anger errichtet war.

Herbert Sehren, der Besitzer des Orgel-Angers, hatte die glückliche Idee gehabt. Ein Sanatorium, allen Ansprüchen der modernen Zeit genügend, in guter Luft, mit dem kleinen Park an das Wäldchen stoßend — das hatte eine Zukunft!

Das schloßähnliche Haus mit den drei Isolier-Pavillons im Garten hatte freilich viel Geld verschlungen, und daher haberte es mit den weiteren Bauten ein wenig. Denn niemand ahnte, daß Herbert Sehren auch die ganze innere Einrichtung auf seine Kappe genommen hatte, daß er recht eigentlich den jungen Arzt hineingesetzt, um die Ansiedelung auf dem Orgel-Anger mit Gewalt in die Höhe zu bringen.

Wenn nur erst einer da fest saß, wenn dieser Komplex sich erst belebte, dann war die „Stadt frei!“

Dr. Nachod zahlte das erste Jahr keinen Pfennig, im zweiten die Hälfte und erst im dritten die volle, dann mit Abzahlung der Einrichtungsgelder allerdings sehr hohe Miete.

Er hätte unter anderen Bedingungen nicht abschließen können, denn er besaß nichts. Zudem sah er scharf genug, um sich die Sachlage nutzbar zu machen.

Herbert hatte Knut Wulffen bereden wollen, unter denselben Bedingungen anzunehmen, aber der Freund hatte abgelehnt. Er stand sich gut, wie er stand, und wollte sich unter keinen Umständen belasten und für die Zukunft binden.

Sogar die ersten Patienten wurden unentgeltlich behandelt, aber bald fanden sich auch zahlende aus der Umgegend ein. Und wenn das Institut auch jetzt im Frühjahr noch nicht blühte, so sah man doch: es rogte sich, es ging vorwärts!

Die Fünf-Hügelchen fingen an zu begreifen, daß der junge Sehren doch wieder einmal den großen, weiten Weg gezeigt hatte, der ihnen eingestandenemassen so sehr abging! Und sie wunderten sich auch keinen Tag lang, als Herbert zum ersten Male im eigenen Jagdort, Frau Dina neben sich, durch die Stadt fuhr.

Wie sollte dieser rührige Mann sonst mit allem fertig werden? Und er brauchte doch auch seine Erholung in frischer Luft, und Dina konnte nicht viel laufen.

Sie war so recht von Herzen stolz auf ihr Gefährt, das an Eleganz den „alten Karren“ Triumphe weit überflügelte.

Das eheliche Glück schien durch den Stammhalter noch um ein bedeutendes gefestigt, und Dina hatte längst alle Sorgen begraben. Seit der Begründung des Sanatoriums gab es in ihren Augen allerdings keine Unmöglichkeit mehr für Herbert — es sei denn der Verteidigerstand. Da hatte Herbert nach langem, heißem Bemühen von selbst eingelenkt — es lagen keine Vorbeeren auf seinem Wege, das wußte er nun, nachdem er zum letzten Male in Hannover so über alle Maßen erfolglos plädiert hatte.

Es war ein Tag, ähnlich dem, an welchem Herbert, der „kommende Mann“, in seiner Vaterstadt eingezogen war. Es regnete ohne Pause! Der Reitweg, auf dem sich kein Reiter sehen ließ, war zum sumpfigen Moor aufgeschwollen, und die jungen Linden, die ihn flankierten, ließen die zartgrünen Äste lustlos nach unten hängen.

Selbst von dem Turm, der über die zwei- und dreistöckigen Häuser hinwegragte, klang der Uhrschlag so zerrissen und unfrei, als spritze das Wasser in das Räderwerk und mache es rosten. Aber als der Nachmittag sich neigte, sandten aus den Böschungen des Walles Flieder und Goldregen schwere Duftwellen auf die Promenade hinauf. Die mächtigen alten Kastanien, deren Zweige trotz der weiten Abstände ineinanderharften, als tanzten die bamboosten Säulen einen Ringelreigen, hatten in Regen und Wind ihre weißen Blütenflocken wie ein Schneetuch über den breiten Kiesweg geschüttelt. Der Wind hatte sein Werk getan und Feierabend gemacht. Und nun kam der Laternenmann die schmucklosen Lampen anzuzünden, deren unruhiges Licht über die weiße Blütenstraße flackerte, auf der sich halb Fünf-Hügelchen aufatmend erging. Auf der Willen-Schür, vor dem hellerleuchteten Hause des Rechtsanwalts Sehren, stampfte der raffige Traber das Pflaster — er wollte losziehen, und sein Herr hatte im Hause immer noch mehr Weisungen zu geben.

Es war wieder Großes im Werk — eine gefeierte Diva sollte morgen eintreffen, um in einem überzähligen der inzwischen ständig gewordenen Museums-Konzerte zu singen. Nie stieg ein Künstler im Hotel ab, sie alle kamen mit Empfehlungen ausgerüstet direkt in das Haus Sehren und wurden glänzend aufgenommen und beherbergt. Bald rühmten selbst vernünftige internationale Künstler dieses „Patrizierhaus“ durch alle Provinzen und Großstädte — man beglückwünschte sich darob, wenn man schon mal da den Weg hinunter mußte! Man rühmte die Kultur der Wirte, ihr künstlerisches Verständnis, ihre gediegene Hausmusik, die geschickte Mischung gesellschaftlicher Typen auf ihren Empfängen, ihr behagliches, reiches Heim, die vorzüglichen

Weine und den liebenswürdig großen Zug, der sich in alledem aussprach.

Dr. Herbert Schren und Frau verstanden ein Haus zu machen — man hatte so etwas in Fünf-Hügelchen nicht erlebt!

Übermorgen, nach dem Konzert, sollte als Maifest ein großer Empfang mit Ball in der Villa stattfinden. Die ganze obere Etage wurde zum blühenden Garten umgewandelt, in dessen Gliederbüschen die Vögel singen sollten. Das gab freilich etwas zu schaffen! Vor einem Jahr der „Nordpol“ hatte nicht so viel Mühe und auch nicht so viel Kosten gemacht.

Jetzt war alles Dekorative im Groben zusammen — die lebende Blütenpracht mußte noch einen Tag warten.

Herbert war wirklich überanstrengt — er hatte sich den Wagen bestellt, um sich in frischer Luft zu erholen.

Er ließ sein Gefährt vor dem Sanatorium halten, trat aber dort nicht ein, sondern ging den Orgel-Anger weiter südlich herunter. Da stand eine Villa im Queen-Anne-Stil fertig, und einige Meter davon entfernt eine zweite im Rohbau gerichtet. Die Krone und der Kranz mit den bunten Papierbändern baumelten verregnet und zerzaust an dem Dachfirst, ihrer eigenen Pracht müde. Die Zeit war da — es sollte weiter gebaut werden, der Winter entschuldigte das Feiern nicht länger.

Herbert ballte die Hände in den Taschen seines Überziehers. Er mußte, es ging nicht! Es ging nicht, er war an einem toten Punkt angelangt.

Die Villen waren schon viel beschäftigt worden, seit die ersten Ziegel sich übereinander türmten, aber noch hatte niemand auch nur mit einer Silbe Kaufgehilfe geäußert. Mit sarkastischem Lächeln entfernte man sich wieder vom Bauplatz, mit ein paar launig-malitiösen Phrasen — das war alles. Und noch dreizehn Villen mit geräumigen Gärten hatten Platz auf dem Orgel-Anger.

„Wenn das Mandel fertig dasteht, dann reden wir vielleicht noch mal drüber ... Also fleißig bauen, freundschaften, bauen, bauen!“ hatte Trümpe mehrmals gesagt, wenn sie sich im Klub mal verärgert gegenüber-saßen.

Ja bauen! Wovon? Alles hatte er schon daran gegeben, was ihm erreichbar war! Er lag augenblicklich wie in Daumenschrauben — wie in Daumenschrauben!

Trotzdem seine Einnahmen von Jahr zu Jahr über alles Erwarten gestiegen waren, trotzdem er in der Tat der gesuchteste Notar der Stadt geworden war, dem sein Freund, Amtsrichter Fährden, durch Übertragung von Vermögensverwaltungen andauernd die unschätzbaren Dienste leistete.

Freilich, Fährden kam ihm etwas teuer zu stehen — so allerhand Forderungen, die nie laut wurden und doch erfüllt werden mußten!

Fährden hatte nur eine Leidenschaft: das Spiel. Und er verlor, verlor sogar mit bewundernswertem Anstand, war aber nicht immer in der Lage zu zahlen.

Früher hatte er außerhalb gespielt, jetzt gab ihm der Klub, wonach sein Herz verlangte — von zwölf bis drei in der Frühe konnte man selbst in Fünf-Hügelchen mehr los werden, als man gerade bei sich trug.

Herbert Schren konnte ein Lied davon singen. Und war's auch kein besonders fideles Lied — es gehörte nun mal mit zum Gipfelerklimmen.

Noch bereute auch Herbert sein Bauprojekt nicht! Er wußte noch nicht wie, aber er würde auch diesen ersten großen toten Punkt auf seinem Wege überwinden — es durfte keine toten Punkte in seinem Dasein geben, seine Lebenskunst litt sie nicht! Würde sie nie leiden, nie!

Als er den Fuß auf die Schwelle des Sanatoriums setzte, hörte er Peitschengeläch auf dem Landwege. Er bog sich zurück, um sich zu vergewissern — er kannte den Trab. Trümpe fuhr ohne Kutcher landeinwärts ins Wäldchen hinein.

Herbert wußte, wohin die Fahrt ging. Ein Kluck fuhr ihm durch die Bäume, er klingelte heftig.

Dr. Nachod war nicht zu Hause. Herbert ging

trotzdem durch das ganze Haus, als wäre er der Gebieter. Es waren wieder drei neue Patienten aus der Provinz für die kommende Woche angemeldet — die Luft- und Sonnenbäder übten große Anziehungskraft aus, und Dr. Nachod wußte sich das Vertrauen seiner Patienten schnell zu sichern. Er behandelte — trotz aller Wasser- und Luftkuren — augenscheinlich sehr individuell und war dabei, einen Trank zu erfinden, der, auch individuell, nur die Leber und nicht nach alter, plumper Manier alle Leiden des Körpers und der Seele kurieren sollte. Herbert war immer besserer Stimmung, wenn er das Sanatorium verließ — dieser Nachod war der rechte Mann! Er meinte es ernst mit seiner Medizin und dem Gelderwerb, zu ganz gleichen Teilen ernst!

Den Damen gefiel er auch ausnehmend gut. Sie bewunderten seinen hohen Wuchs und seinen schönen, schwarzbraunen Sudebmannbart, den er mit Grazie zu streichen verstand, wenn er ihnen Angenehmes sagte.

Er hielt sich im Verkehr noch sehr zurück. Außer bei Jung-Schrens ging er nirgends viel ein und aus, und auch hier erschien er nur auf Einladung.

Dina erkannte zwar seine persönlichen Vorzüge ehrlich an, aber überaus sympathisch war er ihr gerade nicht — er war so ganz das Gegenstück von Knut von Wulffen, und sie wünschte nicht, daß Wulffen seinerwegen vielleicht aufhöre, ungeniert zu kommen und zu gehen.

Auf alle Fälle aber war Dr. Julius Nachod eine Errungenschaft für das Städtchen, und Herbert durfte sich auch hier als das schöpferische Element fühlen.

Eine Weile stand Herbert noch vor seinem Dogcart, als überlege er etwas. Dann schickte er auch seinen Kutcher zu Fuß heim und fuhr wie Trümpe allein durch den Wald den Weg entlang, der zur Waldschenke führte.

Warum sollte er Herrn Trümpe da nicht einmal unbequem werden!

Er hatte, ein paar Jagden in Gesellschaft abgerechnet, gerade einmal bei Frau Deubenreiter vorgeprochen, als er sein Dogcart zu Anfang öfter spazieren führte — einmal allein, in drei Jahren — absichtlich nicht öfter. Nicht, daß es gefährlich war, Dene Deubenreiter aufzusuchen, es zechten da immer einzelne Herren und auch studentische Horden. Die Gutsbesitzer, die Dörfler, Förster und Fünf-Hügelser fanden alle mal hin um des guten Tropfens und der schmucken Wirtin willen.

Aber Herbert vermied es, dort gesehen zu werden, und Frau Deubenreiter verstand ihn in richtigem Takt und animierte ihn durch kein Wort, keinen Blick.

Als er eintrat, stand Trümpe am Büfett und Frau Deubenreiter kredenzte ihm einen Biskuit mit eigener Hand — das war an sich eine Auszeichnung, denn sie mißte es, irgendjemand persönlich zu bedienen, dazu war das kleine Schenkemädel da. Es wagte auch so leicht niemand, zu ihr ans Büfett zu treten und etwas direkt von ihr zu verlangen. Trümpe wagte es immer, und mit ihm und einigen älteren Bekannten machte sie eine Ausnahme, um sich nicht Ungelegenheiten zu schaffen.

Es war heute sehr leer, der lange Regentag hatte nicht zu Ausflügen angeregt.

Als Helene Deubenreiter den Eintretenden freundlich grüßte, drehte Trümpe sich um. Er lachte.

„Well, I never ...!“

Er reichte Herbert die Hand hin, ihn in seiner jovialen Manier laut empfangend wie seinen Busenfreund.

Herbert nahm die Hand, ging aber, ohne ein Wort zu sagen, zur Frau Wirtin, um sie desto herzlicher zu begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Narr sitzt zwar auf einem Kamele, aber er tadelt den Arabischer Spruch.

Deutsches Studententum in Rußland vor dem Weltkriege.

Im Lauf des letzten Jahrhunderts hat sich an verschiedenen Stellen des russischen Reichs ein rein deutsches Studententum gebildet. Die schwierigen politischen Verhältnisse, unter denen dieses deutsche Studententum fern vom Mutterland entstand und fortgebildet wurde, haben es zu einer kräftigen, in sich gefestigten Stellung erstarken lassen. Hierzu kam, daß die deutschen Studenten Rußlands von all den wechselseitigen Verbindungen, wie sie z. B. zwischen den deutschen Studenten der Schweiz und Österreichs und ihrem Stamm-land bestanden, so ziemlich abgeschnitten waren, da die Hochschulen Rußlands keine nennenswerte Zahl westeuropäischer Studiengäste beherbergten. Darum gewann das deutsch-russische Studententum, das sowohl Hochschulen deutscher wie russischer Sprache umfaßte, seine ganz besondere Eigenart, die, näher zu betrachten, ein Aufsatz von Professor Dr. Paul Schmanik im nächsten Heft der „Grenzboten“ gibt. Bei der Betrachtung des deutsch-russischen Studententums muß man einen scharfen Unterschied machen zwischen der Studentenschaft von solchen Hochschulen, welche, auf ursprünglich deutschem Kulturboden erwachsen, jahrzehntelang als deutsche Anstalten mit einer ruhmreichen Geschichte bestanden haben, und von solchen, welche von vornherein als russische Hochschulen in das Leben getreten sind. Von den ersteren ist zunächst die Universität Dorpat zu erwähnen, welche im Frühjahr 1802 als Nachfolgerin der von Gustav Adolf 1632 gestifteten deutsch-schwedischen Hochschule entstand und seit ihrer Gründung einen ausgesprochen deutschen Charakter trug. Fast 90 Jahre lang blieb sie in regstem Gedankenaustausch mit ihren reichsdeutschen Schwesteranstalten, und viele ihrer ehemaligen Schüler und Lehrer bilden bis in die Gegenwart hinein eine Pflanzstätte des deutschen Geisteslebens. Der enge Zusammenhang mit der Kultur Deutschlands löste sich jedoch infolge der gewalttätigen Russifizierung der Universität seit dem Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts, und die Universität Tübingen, wie sie seit 1893 hieß, ward in das russische Kulturleben eingegliedert, was äußerlich durch ihre völlige Gleichstellung mit den übrigen Hochschulen des Reichs einen charakteristischen Ausdruck fand. Auch die Burschenschaften der Universität Dorpat formten sich ursprünglich nach deutschem Muster: „Der Kern des deutschen Studententums in Dorpat, das sich zahlenmäßig kaum fest bestimmen läßt, bildeten bis zum Beginn des Kriegs die fünf farbentragenden Korporationen baltischer Studenten „Euronio“ (1808), „Estonia“ (1821), „Livonia“ (1822), „Fraternitas Rigenis“ (1823) und „Neobaltia“ (1879), welche zusammen mit der aus süddeutschen Kolonistenköhnen bestehenden „Teutonia“ (1908) den Chargiertenkonvent ausmachten. Der Einfluß des durch den Chargiertenkonvent dargestellten deutschen Verbindungswesens geht außerordentlich tief. Es hat sich selbst in den schlimmsten Zeiten der Russifizierung, wo das Farbentragen verboten war (1894 bis 1904), als stark genug erwiesen, um alle Stürme zu überdauern, und sogar die nicht-deutschen Vereinigungen haben sich nach seinem Vorbild organisiert, tragen Farbedekel und halten Konvente ab.“

Die selbständige Eigenart der deutsch-russischen Studentenschaft zeigt sich in der Gestaltung ihres Verbindungswesens: „Trotzdem die Verbindungsarten in den alten deutschen Landsmannschaften um 1800 ihre Stammesmütter erblickten können, erscheinen sie in Gewohnheiten und Organisationsangelegenheiten vielfach verschieden. Die Dorpater Korporationen haben die Entwicklung der deutschen Korps nicht mitgemacht, sondern gingen durchaus ihre eigenen Wege; sie bewahrten mancherlei Altertümliches aus der früheren Entwicklung und schufen verschiedenes selbständig, was sich aus ihren Daseinsbedingungen ergab. In bezug auf das Burschenalter unterscheidet man in Dorpat nur Frühsommer (erstes und zweites Semester) und Burschen im engeren Sinne (vom dritten Semester ab). Die Einrichtung der Inaktiven gibt es nicht; jedes Mitglied ist während seiner Dorpater Studentenzeit aktiv. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Dorpater Korporationen und den deutschen Korps, der zugleich einen entwicklungsgeschichtlichen Fortschritt bedeutet, liegt darin, daß bei ersteren seit dem Jahre 1847 der Duellzwang nicht mehr besteht. Nach dem damals verkündeten Prinzip der „Gewissensfreiheit“ wird der Antiduellant dem

Duellanhänger gleich geachtet und steht durchaus unter dem Schutz des Kommentis, der ein Duell als unstatthaft bezeichnet, wenn einer der beiden „Parten“ erklärt, es sei gegen seine Überzeugung, sich zu schlagen. In diesem Fall wird der Ehrenhandel durch Erklärungen erledigt. Sozial wichtig werden die Dorpater Korporationen auch dadurch, daß jede von ihnen eine eigene Leihkasse besitzt. So hat die „Estonia“ eine solche von 40 000 Rubel; ihre Zinsen werden zu Studienunterstützungen bedürftiger Landsleute und zur Gewährung von jährlich zwei Auslandsstipendien zu 1000 und 400 Rubeln verwendet. Das studentische Leben spielt sich in der Hauptsache auf den „Konventsquartieren“ ab, manche der Korporationen haben geräumige, ja elegante, mit Garten versehenen Häuser, die neben vielen Annehmlichkeiten auch eine reiche Bücherei — die „Estonia“ zum Beispiel besitzt 6000 Bände — umfassen. Beansprucht das Dorpater deutsche Studententum, wie im Vorangehenden gezeigt ward, wegen seiner selbständigen Entwicklung weitgehende Beachtung, so verdient es erst recht eine Würdigung, wenn man seine völkische Bedeutung für das Deutschtum der russischen Ostseeprovinzen betrachtet. Was es in geistiger Hinsicht für das engere Vaterland, wie auch für Deutschland bisher geleistet, ersieht man auch, wenn man die umfangreichen, gedruckt vorliegenden „Albums“ der einzelnen Verbindungen durchblättert, und dabei auf zahlreiche Namen stößt, deren Träger in der deutschen Geistesgeschichte ein hohes Ansehen genießen.“ Doch das deutsch-russische Studententum beschränkt sich keineswegs auf den Stammsitz Dorpat. „In die Zeit der größten Blüte der Universität Dorpat (1862) fällt die Gründung des jetzt russifizierten Polytechnischen Instituts Riga, das von der Rigascher Kaufmannschaft und den baltischen Ritterschaften in das Leben gerufen ward. Für die Entwicklung des Rigaschen Studententums war das Dorpater Burschentum das lebendige Vorbild. Merkwürdig guten Erfolg aber erzielte das deutsche Studententum in St. Petersburg. Während die kleine „Concordia Moscoviensis“, die an der Universität Moskau als einzige deutsche Verbindung besteht, innerlich zu den baltischen deutschen Korporationen gehört, schließt sich der in Odessa gegründete „Deutscher Studentenverein“ den Vereinigungen an, die aus den modernen Bedürfnissen des süd-russischen Deutschtums hervorgegangen sind. In Odessa belief sich vor dem Krieg die Zahl der deutschen Studenten auf etwa 50, deren Verein vor allem die Pflege der deutschen Muttersprache bezweckte.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das Kreuz von Billers Nohe.

Billers war unser nach heißem Kampf,
Es füllte die Gassen der Pulverdampf;
Noch schlugen krachend Granaten ein,
Wir gingen ins brennende Dorf hinein.

Da sah ich im Dorfe, von Glut umhüllt,
Ein zusammengeschossenes Christusbild.
Ein Volltreffer hatte das Kreuz gefällt,
Am Boden lag der Heiland der Welt.

Hier hatte manch Wand'rer im stillen Gebet
Zum Herrn um Schutz und um Hilfe gefleht,
Hier dankte der Landmann bei Einbruch der Nacht
Dem Heiland, wenn er sein Tagewerk vollbracht.

So war es in stiller, in friedlicher Zeit,
Noch eh' unsrer Feinde Rißgust und Reib
Den menschenmordenden Weltkrieg entfacht,
Der tausend hinwegrafft in blutiger Schlacht.

So gingen denn Tage und Tage dahin,
Doch niemals wollten wir aus dem Sinn
Das Antlitz des Heilands, von Glut umhüllt,
Am gefällten, geschossenen Christusbild.

Doch, als ich vor kurzem der Straße dahin,
Von Nohe nach Billers gegangen bin,
Da traf ich am Dorfrand den Heiland, so mild,
Am wieder errichteten Christusbild!

Landwehrmann Karl Rehwald.

Oberstehendes Gedicht, das eine gewisse Stimmung und tiefes Gemüt offenbart, wurde einer Leserin unseres Blattes von einem einfachen Feldgrauen zugestellt.

Heimat. (Zens. M.)

Ich schaute dich im alten Glanze wieder,
Dich zwingen Kriegesstürme niemals nieder.

Seit 14 Monaten bin ich in Belgien. Während dieser Zeit war es mir vergönnt, zum zweitenmal die teure Heimat, die ewig schöne deutsche Scholle zu sehen. Welch ein Gefühl man begibt, mal wieder für einige Tage dem ewig gleichmächtigen harten und anstrengenden Wachdienst entzogen zu können, das ist nicht in Worten wiederzugeben, das ist überhaupt nicht wiederzugeben. Gut war es, daß ich des Nachts durch Belgien der Heimat entgegenfuhr, es lag mir nichts daran, all die zerflossenen Dörfer mal wieder zu sehen. Im Morgengrauen lief mein Zug in Köln ein. Erhabene Einbrüche wirken auf einen ein, wenn man mal wieder deutschen Boden unter sich fühlt und nur deutsche Laute hört. Eine ungeheure Anzahl Urlauber aller Waffengattungen fuhr den gleichen Weg, der Heimat, entgegen; es war eine feltame Fahrt, von überall kamen sie her, hochbepackt, viele sogar in ihrem mit Behm beschmutzten Schützengrabenzug. Mit leuchtenden Augen sahen sie alle den schönen Rhein, die schöne deutsche Landschaft, die noch nichts vom Krieg sah und spürte. Viele Kameraden fuhrten das erstemal heim. Wie glücklich und zufrieden sahen die Kameraden aus, die aus der vordersten Verteidigungsstellung kamen; man konnte es ihnen ansehen, daß sie dem Pfeifen der Kugeln, dem fürchterlichen Heulen und Krachen der Geschütze, der Gefahr für kurze Zeit entkommen waren. Und wie glücklich waren die Soldaten, die ihr Ziel erreicht hatten. Endlich erreichte auch ich mein Ziel, endlich durfte ich meine Angehörigen begrüßen, endlich durfte ich mein Heim, die alten vertrauten Räume, alle die Gegenstände, an die sich Erinnerungen knüpfen, wiedersehen, ich war daheim. Die wenigen Tage Urlaub gingen nur zu schnell vorüber. Die heimatische Welt hat sich wenig verändert, man merkt dort wenig vom Krieg, das Leben und Treiben ist noch so wie in Friedenszeit, nur hier und da abwechselnde Bilder, aber die innere Kraft Deutschlands ist noch ungebrochen. Gewiß gibt es auch dort solche, die alles besser wissen und machen würden, aber darauf darf man nicht hören, diese Märgler haben keine Erkenntnis von der ungeheuren Größe, was bis heute geleistet worden ist, daß diese Menschen, die nur sich selbst lieben und darum scheiden diese bei dem ungeheuren Mangel aus. Schade ist es nur, daß diese Märgler nicht in die vorderste Linie gestellt werden können. In den Straßen der Stadt, wo Verkehr, Geschäft und Vergnügen ebenso geräuschvoll abrollen wie im Frieden, erblickt man heute viele Feldgrauen, auf den Erkerplätzen eine ungeheure Anzahl Mannschaften, was uns das beruhigende Bewußtsein gibt, daß Deutschland trotz des schon beinahe 1½ Jahre währenden Kampfes noch immer frische Kräfte einzusetzen vermag. In den Gotteshäusern war der Besuch sehr stark; auch ich war in mehreren Kirchen. Ernstere Gedanken werden in mir wach, wenn ich an die inbrünstig betenden Frauen mit langen schwarzen Schleiern denke, an die jungen Mädchen und Kinder mit verwundeten Augen, ich fühle es, daß sie für ihre Angehörigen, die den Heldentod fanden oder noch draußen im Krieg sind, heiß und innig beteten. Ganz leise verließ ich diese gekleideten, geweihten Räume. Draußen dann wieder ein anderes Bild, hastende, geschäftige Menschen gingen vorbei, und wieder andere waren bedächtig und langsam, das waren unsere kranken Feldgrauen, die in der Heimat ihrer Genesung entgegenzusehen. Da sah ich nun welche, die an Krücken gingen, andere trugen den Arm in der Binde, wieder andere waren bleich und abgehärtet, und so wechselten die Bilder ab, wogendes Leben, das aneinander vorbeiging. Anders ist es in den Vororten; dort ist es stiller geworden. Die paar Handwerker, die sonst ihren Geschäften nachgingen, hämmerten und klopfen, sind eingezogen, ebenso auch die meisten anderen Männer. Das so oft in Friedenszeiten geräuschvolle sturmwindartige Vorüberfahren der Automobile hört man nicht mehr, es ist auch im Dienst des Vaterlandes. Auf dem flachen Lande ist es auch so, eher noch stiller; die Arbeit wird durch Frauen und Kinder still und ernst verrichtet. Rechn Tage durfte ich daheim sein. Zurückgedrängt war das Leben draußen in Feindesland; in diesen Tagen fühlte ich den tiefen Frieden in der Heimat, überall aber kam sieghaft zum Ausdruck: Deutsches Leben, deutscher Geist, deutsche Grundsätze und deutscher Wille. Der unbeugsame Wille zum Sieg, die ungeheure Macht und Stärke gibt uns die frohe Zuversicht, daß wir mit Hilfe unserer Verbündeten alle unsere Feinde mit ihren

wilden Horden und schwarzen Gefellen niederringen werden und dem so heiß ersehnten Frieden mit jedem Tage näher kommen. Unsere Sache ist ja ausgereicht, und darum wollen und können wir mit Ruhe das Ende abwarten.

A (Belgien), im November 1915.

Karl Römer, Feldgrauer aus Wiesbaden.

Madensen im Feldzug 1870. Die folgende Episode aus dem Kriege 1870, die Feldmarschall Madensen als jungen Kriegsfreiwilligen zeigt, veröffentlicht Paul-Louis Hervier in der „Nouvelle Revue“. „Es war im Feldzug des Jahres 1870, am 5. Oktober in der Ortschaft Loury, als der Prinz Albert von Preußen Freiwillige aufsuchen ließ, die eine Rekognoszierung unternehmen sollten, bei der die heile Rückkehr der einzelnen Teilnehmer mehr als zweifelhaft erschien. Der junge Madensen meldete sich als Erster. Er wurde zum Führer der vier anderen Freiwilligen gemacht, und bald darauf war die kleine Truppe verschwunden. Madensen drang in die französischen Linien ein und erkundete, was zu erforschen das Ziel der Patrouille war. Um unbemerkt zurückzugelangen, trennten sich die fünf Mann bei der Rückkehr, und jeder suchte sich auf eigene Faust durchzuschlagen. Der junge Wachmeister Madensen hatte einen so gefährlichen Weg zurückzulegen, daß er fast verzweifelte, jemals wieder die deutschen Linien erreichen zu können. Er war alle Augenblicke genötigt, sich in den Gebüsch zu verbergen, um nicht von den französischen Kavalleriepatrouillen aufgegriffen zu werden. So kam er nur langsam weiter, bis er in eine Schar misstrauischer französischer Bauern geriet. Er versteckte seine deutsche Soldatenmütze — ein Mantel verbarg die Uniform — unter einem Taschentuch und murmelte sehr geschickt einige französische Worte, die die Bauern, die bereits Verdacht geschöpft hatten, täuschten. Und so entfernten sich die Bauern, ohne ihn festzunehmen. Wenn sie damals gewußt hätten, wem sie begegnet waren, würde Madensen heute nicht die Armee befehligen, die durch Serbien dringt. Der glückliche Ausgang jener so gefährlichen Begegnung machte den jungen Madensen tollkühn. Als er im Weiterstreiten einem französischen Soldaten begegnete, rief er mit ganzer Lungenkraft aus: „Hoch Preußen!“ Dann verschwand er im Buschwerk. Der französische Soldat schoß sein Gewehr ab, und der Knall rief andere Soldaten herbei. Es sah aus, als sollte das verwegene Abenteuer für den jungen Madensen ein schlimmes Ende nehmen. Aber er bekam nur eine Schramme ab und erreichte im übrigen wohlbehalten die deutschen Linien. Am Abend dieses ereignisreichen Tages wurde der kühne Patrouillenfürer durch eine Einladung zur Abendtafel des Prinzen Albert von Preußen belohnt. Und einige Wochen später erhielt er das Eiserne Kreuz.“

Pflichtbewußtsein. Vom 7. bis 19. Juni 1915 versah der Gefreite der Reserve Edstein aus Neßschau im Voigtland von der 8. Kompanie des 10. Infanterie-Regiments Nr. 134 den Dienst der Gefechtsordnung beim Kompanieführer. Am 10. Juni setzte ein heftiges Artilleriefeuer auf die Stellung und die weiter rückwärts gelegenen Reservengraben ein, wobei sämtliche Fernsprecheinrichtungen zerstört wurden. Zu gleicher Zeit konnte man vom vordersten Schützengraben der Kompanie aus beobachten, daß die Feinde die Seitengewehre aufgespannt und sich fertig zum Sturm gegen unsere Stellung gemacht hatten. Gefreiter Edstein erhielt vom Kompanieführer den Befehl, diese Beobachtung so schnell als möglich dem Bataillon zu melden und gleichzeitig zu bitten, daß unsere Artillerie die feindlichen Gräben unter Feuer nehmen möge. Edstein machte sich auf den Weg, wurde aber bereits im Augenblick des Weggehens durch einen Granatsplitter an der Hand verletzt. Trotzdem setzte er seinen Weg fort. Kaum hatte er weitere 100 Meter zurückgelegt, wurde er zum zweiten Male durch eine Schrapnellkugel in die Brust verwundet. Edstein raffte sich zusammen, und unter Aufbietung seiner ganzen Kräfte erreichte er auch noch den Bataillonsstab, dem er die wichtige Meldung überbrachte. Sofort nahm unsere Artillerie die feindlichen Gräben unter demart schweres Feuer, daß dem Gegner die Lust zu stürmen verging. Edsteins Unerschrockenheit und pflichtbewußtem Verhalten ist es zu danken, daß unser Artilleriefeuer so schnell und so erfolgreich einsehen konnte. Gefreiter Edstein hat am 21. Juli 1915 die silberne Mil. St. G.-Medaille hierfür erhalten.